

# Nicht der Kurier, sondern Architekt des Zaren

Der aus St. Petersburg stammende Harald Julius von Bosse baute in Dresden mehr als „nur“ die Russisch-Orthodoxe Kirche

Von CHRISTIAN RUF

„Lieber, lieber Konstantin“, schrieb Nikolaus I. 1825 an den älteren Bruder Konstantin, der partout nicht hatte Zaren werden wollen. „dein Wille ist geschehen. Ich bin Zar, aber – mein Gott – um welchen Preis! Um den Preis des Blutes meiner Untertanen“. Was einsichtig klingt, hatte keine positiven Folgen. Nikolaus' Machtantritt fiel mit dem Aufstand der Dekabristen auf dem Petersburger Senatsplatz zusammen. Dessen rigorose Niederschlagung bestimmte die gesamte weitere Regierungsweise des neuen Kaisers. Nikolaus I. war ein entschiedener Verfechter der Autokratie und ließ im Land keine liberalen Ansätze zu. Diesem reaktionären Zaren diente über viele Jahre hinweg der Architekt Harald Julius von Bosse, der 1854 deshalb auch als Hofarchitekt den Wladimirorden 4. Klasse erhielt, eine Auszeichnung höchsten Grades, die mit dem erblichen Adelstitel verbunden war (zu den Ehrungen zählte auch, dass Bosse zum Professor der Akademie und Mitglied der academie des beaux arts in Paris und Petersburg ernannt wurde).

Von Bosse stammen u.a. die Deutsch-Reformierte Kirche in St. Petersburg (1873 abgebrannt und dann von Professor von Grünen neu erbaut), die Rigaer Börse (jetzt ein Kunstmuseum), die Villa des Großfürsten Michael bei St. Petersburg oder das Landhaus des Grafen Schuwalow, ebenfalls bei St. Petersburg gelegen. Alles in allem sind es gut 200 Bauwerke, die Bosse als kaiserlicher Hofarchitekt in Russland geschaffen hat.

Seine letzte Ruhestätte fand Bosse auf dem Trinitätsfriedhof

Geboren wurde Harald Julius Bosse am 28. September in Lievburg bei St. Petersburg (damals die Hauptstadt Russlands) als Sohn des Historien- und Porträtmalers Ernst Gotthilf Bosse, der seinerseits 1785 in der alten Hansestadt Riga (gut 30 Prozent der Einwohner gaben noch 1881 an, deutschbaltisch zu sein) das Licht der Welt erblickte. 1814 war Bosse senior Schüler an der Dresdner Akademie und von 1815 bis 1820 Schüler des sächsischen Studiendirektors Guseppe Grossi in Rom.

Stüdiert hat Harald Julius von Bosse 1828 zunächst in Dresden, zu dieser Zeit waren in Dresden an der Bauschule noch mehrere Reformen und Verbesserungen erforderlich. Die Leitung stand damals unter den Architekten Carl August Siegel und später Joseph Thümer (aus der Münchner Schule). Schon bald wechselte Bosse allerdings ins hessische Darmstadt.

In St. Petersburg pflegte Harald von Bosse dann, wie Lucas Müller, der Vorsitzende des Gottfried-Semper-Clubs e.V.,



Harald J. von Bosse wurde in Russland geboren, lebte aber lange in Dresden.



Die Evangelisch-Reformierte Kirche in Dresden am Friedrichsring/Ringstraße entstand 1892 bis 1894 ohne Turm nach dem Beispiel der St. Petersburger Deutsch-Reformierten Kirche im neoromanischen Stil. Foto: Stadtmuseum Dresden

gegenüber den DNN erklärte, „schon recht früh einen freien Umgang mit verschiedenen Bauformen und Stilen“. Ähnliche Bauziele habe Bosse, der 1962 mit seiner Familie nach Dresden übersiedelte, auch in seinen Dresdner Jahren von 1863 bis 1894 bei der Planung und dem Bau der Evangelisch-Reformierten Kirche in Dresden, 1892 bis 1894, verfolgt. Die Kirche am Friedrichsring / Ringstraße entstand ohne Turm nach dem Beispiel der St. Petersburger Deutsch-Reformierten Kirche im neoromanischen Stil, „nach schlichter kalvinistischer Bausinnung“, wie Müller meint. Von Bosse und auch Gottfried Semper waren, wie Müller festhält, beide Mitglieder in der Dresdner Reformierten Gemeinde.

In Dresden wohnte Bosse zunächst bis 1967 in der Ostra-Allee 29, bis 1889 dann am Johannisplatz 6 und schließlich bis 1894 in der Johann-Georgen-Allee 11. Am 10. März 1894, drei Tage nach dem Eröffnungsgottesdienst für die reformierte Kirche, starb Bosse hochbetagt im Alter von 82 Jahren und wurde auf dem Trinitätsfriedhof beigesetzt, wo 1905 auch seine Frau beerdigt wurde.

Das wichtigste Bauwerk Bosse hat die Zeiten überdauert: die im Stil der russischen Kirchentradition unentgeltlich projektierte Russisch-Orthodoxe Kirche (die eigentliche Bauleitung bei diesem Projekt lag in den Händen des Dresdner Architekten Karl Weißbach). Der zeitgenössische russische Autor Nicolai Gerbel erkannte in ihr ein „artistisches Meisterwerk“, das als erstes Gotteshaus in Mitteleuropa alle Eigenschaften einer russischen Kirche vereine. Da der Großteil der Bausumme von 520 000 Reichsmark vom russischen Staatsrat Simeon Wikulin gespendet wurde, wurde das Gotteshaus nach dessen Namenspatron, dem heiligen

Simeon vom wunderbaren Berge, benannt.

Neuentdeckte Grundrisszeichnung offenbart eine kleine Sensation

Zudem ist eine Grundrisszeichnung aus Bosse's Nachlass ins Blickfeld geraten, die zeigt, dass der Architekt durch einen Anteil am Bau städtischer Villen in Dresden hatte, „und zwar keineswegs einen unbedeutenden“, wie die Architekturhistorikerin und Semper-Spezialistin Heidrun Laudel gegenüber den DNN mitteilte. „Auf ihn geht der Entwurf zu einem der auffälligsten und zugleich aufwendigsten Wohnsitze zurück, auf dessen Abbildung keine Abhandlung über den Villenbau des 19. Jahrhunderts in Dresden verzichtet: der Plan für die Stadtvilla des Bankiers Johann Meyer in der Beuststraße 1/ Ecke Parkstraße, gelegen in jenem exklusiven Wohngebiet, dessen Anlage der Potsdamer Gartenplaner Joseph Peter Lenné im Zuge der Gestaltung der angrenzenden Bürgerwiese vorgegeben hatte.“ In diesem Areal, das durch die Bomben des Zweiten Weltkriegs gänzlich zerstört worden ist, standen einst die Stadtvillen der wohlhabendsten Bauherren.

Lange galt Georg Hermann Nicolai, der Schüler von Joseph Thürmer und Friedrich Gärtner und Nachfolger Gottfried Semper's als Vorsteher der Bauschule der Dresdner Kunstakademie, als Bauherr der Villa in der Beuststraße. Laudel und ihre Kollegen sind sich sicher, dass der winkelförmige, vielgliedrige Baukörper „so gar nicht in das Œuvre Nicolai's passt“.

In den „...Bauten, technischen und industriellen Anlagen von Dresden“, die 1878 vom Sächsischen Architekten-

und Ingenieurverein, zusammen mit dem Dresdner Architektenverein herausgegeben wurden, wird das Geheimnis ein wenig gelüftet. Dort kann man zur Villa Beuststraße 1 lesen: „Die Grundplandisposition ist in der Hauptsache nach der vorgelegenen Skizze eines russischen Architekten erfolgt.“ Diese eigentlich unmissverständliche Aussage sei, so Laudel, „in späteren Publikationen entweder gar nicht mehr erwähnt oder etwas in Zweifel gezogen worden“.

Vergleiche man den von Bosse entwickelten Grundriss, der genauestens durchgearbeitet und nicht etwa – wie man vermuten könnte – nur eine Prinzipskizze sei, mit dem ausgeführten Bau, dann erkenne man „nur geringfügige Abweichungen“.

Bei dem genannten „Banquier Meyer“ handelte es sich um Johann Meyer (1800–1887), der wie Bosse aus St. Petersburg nach Dresden gekommen war und sich laut Laudel in der sächsischen Metropole „aufs Beste einführte, indem er 300 000 Reichsmark Stiftungskapital für den Bau von Arbeiterwohnungen zur Verfügung stellte“. Auf jeden Fall wird Meyer, sagt Laudel, „nichts dagegen gehabt haben, dass Bosse – soweit das auf dem begrenzten städtischen Grundstück möglich war – Elemente einbrachte, die den Bezug zur Umgebung herstellten: den Turm

mit dem Aussichtsgeschoss und die Pergola über dem eingeschossigen Eingangsbereich. Damit schuf er einen raffinierten Massenaufbau, der aus der Baukultur der städtischen Villen in Dresden herausfiel.“

Am Sonnabend, dem 3. November, findet von 9.30 bis 13.30 Uhr in der Sächsischen Akademie der Künste im Blockhaus unter der Leitung des Gottfried Semper-Clubs Dresden in Zusammenarbeit mit dem Deutsch-Russischen Kulturinstitut und der Landeshauptstadt Dresden ein (nicht öffentliches) Kolloquium zu Bosse statt.

Am Freitag, dem 2. November, erfolgt um 14.30 Uhr die feierliche Übergabe der restaurierten Grabstelle der Familie von Bosse und eine ökumenische Andacht in der Friedhofskapelle des Trinitätsfriedhofs. Am selben Tag wird um 16.30 Uhr im Blockhaus die Ausstellung „200. Geburtstag Harald Julius von Bosse“ eröffnet, die täglich montags bis freitags von 9 Uhr bis 17 Uhr geöffnet ist.



Die 1945 zerstörte Villa, die Bosse für Bankier Johann Meyer plante. Foto: aus „Dresdener Architektur-Album“, 1875

## „Der Beobachter an der Elbe“

Ein buntes Blatt im großen Blätterwald – Dresden ist möglicherweise Geburtsort des Kolportage-Romans

Silber-Röschen erliegt den Werbungen des Junkers und weist den braven Pächtersohn Niklas zurück. Dann schwängert der Blaublütige die Tochter des Silbermüllers. Als er sie später verlässt, sackt die Geschichte ins Tragische ab: Die junge Mutter stürzt sich mit ihrem Kind in tödliche Fluten. Der Knabe ertrinkt, sie aber bleibt am Leben. Nun legt sich der Müllermeister mit dem Junker an. Im eskalierenden Streit verliert er seine Mühle und wird gar ins Gefängnis geworfen. Aber die Mächte des Bösen haben ihre Rechnung ohne den rechtschaffenen Niklas gemacht. Der Pächtersohn sorgt für das Happendy: Er übernimmt die Mühle, holt den Silber-Müller aus dem Knast und heiratet die „geschändete“ Geliebte.

Reichsgründung hatte auch viele Zeitschriftengründungen zur Folge

Das und noch mehr Ergreifendes und Erschreckendes erzählt der Autor Rudolph Wellnau in der „Dorf-Novelle“ „Silber-Röschen“, die 1875 in Fortsetzungen den Lesern der Zeitschrift „Der Beobachter an der Elbe“ geboten wird.

Dieser Name lässt ein politisch aktuelles Journal mit regionalem Bezug vermuten. Aber es war eine Sammlung von Romanen und Novellen, die hier jeden Sonnabend vorgelegt wurde. Vielleicht glaubte der Verleger, dass der wohlthätende Titel Leser und Abonnenten im großen Pressewettbewerb anlockt. Denn „Der Beobachter an der Elbe“ gehörte zur kaum noch überschaubaren Masse von Unterhaltungs- und Familienzeit-

schriften, die nach der Reichsgründung 1871 um die Lesergunst buhlten – ein buntes Blatt im großen Blätterwald. Was hatte zu diesem Boom an Lektürestoff geführt? Französische Kontributionszahlungen nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 kurbelten die deutsche Wirtschaft an. Andererseits wurden triste Hinterhöfe zu Symbolen eines düsteren Alltags. Die Menschen suchten nach Ausgleich. So entstanden damals Ausflugslokale und Vorstandstheater, Schrebergärten und Laubenkolonien. Und ein breites Leseangebot.

Auf dem Zeitschriftenmarkt lieferte die bereits 1853 entstandene „Gartenlaube“ das Vorbild. Knappe zwei Jahrzehnte später folgten die meisten Neugründungen diesem Vorbild. Einige fanden neue Konzeptionen: Romane wurden in einzelnen Lieferungen angeboten. Der Kaufpreis teilte sich auf viele kleine Wochenraten auf, lockte somit auch ärmere Schichten an. Weil hierbei meist reißerische und literarisch anspruchslose Geschichten präsentiert wurden, bekam der Begriff dieser Vertriebsart – Kolportage – einen anrüchlichen Klang. Einen ähnlichen Musterfall lieferten Zeitschriften, die meist im Wochenrhythmus mehrere Romane und Erzählungen gleichzeitig in Fortsetzungen enthielten – wie eben „Der Beobachter an der Elbe“.

Die Geburtsstadt der Kolportage ist vermutlich Dresden. Bereits 1851 gab es hier den ersten Verlag mit solchen Vertriebspraktiken. Weitere Gründungen folgten, Dresden und Berlin lagen später

immer gleichauf. Aus beiden Zentren kamen zwei Drittel aller deutschen Kolportageromane. Für die herausragende Rolle von Dresden, so wird vermutet, hatten verwandtschaftliche Verflechtungen zwischen den Verlegern entscheidenden Einfluss.

Branchenprimus mit 120 Titeln (bis 1932) war der Verlag von H. G. Münch-

meyer mit Sitz im Jagdweg, einer kurzen Querverbindung zwischen Freiburger und Rosenstraße. In diesem Unternehmen wurde auch „Der Beobachter an der Elbe“ produziert. Münchmeyer ließ das Wochenblatt schon bald an anderen Flüssen umherspähnen als „Beobachter an der Spree“, „Beobachter an der Saale“ oder „Beobachter an dem

Bober“, oder als „Hannoverscher Familienfreund“, „Pommerscher Familienfreund“, „Sächsisches Vaterhaus“ und so weiter vertreiben; es gab mindestens 15 Parallel-Ausgaben, die sich nur im Titel unterschieden. Der Verleger unterhielt Filialen in Berlin und weiteren Städten und beauftragte „Commissionsverlage“, die natürlich sein gesamtes Programm feilboten.

Viele Autoren sind vergessen, nur einer nicht: Karl May

„Der Beobachter an der Elbe“ lieferte abwechslungsreichen Unterhaltungsstoff auf flachem Niveau, etwa „Der Leichenmalter“ und andere Liebes- und Intrigengeschichten, Kriminal- und Abenteuerromane. Die Autoren sind längst vergessen – mit einer Ausnahme: 1875 lief in dem Blatt in 17 Fortsetzungen die Novelle „Wanda“ von Karl May; es war seine zweite belletristische Veröffentlichung. Vom August 1875 bis Februar 1877 ist der Verlag von H. G. Münchmeyer Karl Mays erste Arbeitsstelle. Schon im September 1875 wird der „Beobachter“ eingestellt, weil der „Titel desselben sich nicht mehr als bezeichnend genug erweist“. Deshalb erscheine der nächste Jahrgang unter dem Namen „Deutsches Familienblatt“.

2003 ist „Der Beobachter an der Elbe“ wieder auferstanden. Unter diesem Namen erscheint seitler zweimal im Jahr das „Magazin aus dem Karl-May-Museum Radebeul“. Christian Heermann



Verleger Heinrich Gotthold Münchmeyer (M., rechts sein Bruder Friedrich Louis) will Karl May als Redakteur gewinnen. Zeichnung von K. Storch d.J. Foto: Archiv Heermann

## Revolverattentat in der Blechwarenfabrik

Der in Dresden-Plauen aufgewachsene Robert Otto Günther war in den besten Jahren, sah passabel aus, wohnte angenehm mit treu sorgender Gattin und Töchterchen am Rande der großen Stadt und arbeitete seit 1912 als Werkschlosser in Anton Reiches auf dem Weltmarkt angekommenen „Schokoladen-Formen, Blech-Emballagen und Blech-Plakat-Fabrik“ an der Freiburger Straße. Was also fehlte ihm noch zum Glück? Richtig, eine junge Geliebte!

Sie war neunzehn und hieß Ziller, Otto begegnete ihr täglich, ja stündlich in der Schoko-Blech-Halle seiner Firma. Als das heimliche Paar an einem Samstag im Wonnemonat Mai in der Freitaler Schankwirtschaft „Zum Steiger“ zechte und turtelte, kam zufällig Günthers Schwägerin des Weges, klärte die Ahnungslose über Ottos Familienstand auf und ihre Schwester über dessen Doppelleben. Dieser kam sich in der Folgezeit vor wie Buridans Esel, vermochte sich nicht für eine von beiden zu entscheiden.

Als sich der treulose Ehemann wieder einmal spät nachts in seine Wohnung schleichen wollte, kam es zu einer dramatischen Szene, in deren Verlauf sich Günther weinend über das Bett seines Kindes warf und Reue zeigte. Am folgenden Morgen jammernde der Arme, dass es so nicht weiter gehe, er wolle sich erschießen. Seine Frau soll angeblich damit einverstanden gewesen sein und ihm fünf Mark für den Kauf eines Revolvers zugesteckt haben. Dann stürzte Günther kopflos zur Arbeit, erbat sich vom Werkmeister eine Stunde Freizeit, trank in einer Kneipe ein Bier und kaufte anschließend bei einem Altwarenhändler einen sechsschüssigen Revolver. Er lud die Waffe, steckte sie

### DR. ESDENS WAHRHAFTIGE KRIMINALGESCHICHTEN

in die Hosentasche, schrieb mit Bleistift an Frau und Tochter einige Abschiedszeiten und hastete zurück zur Fabrik. Dabei soll ihm der Gedanke gekommen sein, den Selbstmord vor den Augen der Geliebten zu verüben.

Und so geschah es: Günther lief stracks zum Arbeitssaal und ging auf die Ziller zu. Als ihn das Mädchen mit seinen gutmütigen Augen angeschaut habe, wird er später aussagen, habe er sich plötzlich entschlossen, die Geliebte, die ja nicht ohne ihn leben könne, zu erschießen, dann sich selbst.

Und so fasste Günther die Überaschung hinterrücks am Arm, setzte den Revolver dicht an ihren Kopf und drückte ab. Das Mädchen fiel, an die Wange getroffen, schreiend zu Boden. Auch Günther stürzte und schoss, am Boden liegend, noch zweimal auf die junge Frau. Ein Schuss ging oberhalb des linken Auges in die Stirnwand. Als der Mann die Waffe gegen sich richten wollte, wurde er nach verzweifelter Gegenwehr vom Werkmeister entwarnt und blieb dann regungslos am Boden liegen, bis die Polizei kam und ihn abführte.

Die junge Frau wurde im Friedrichstädter Krankenhaus behandelt und überlebte das Attentat ohne schwerwiegende Folgen. Vor Gericht, so hieß es, habe der Angeklagte den Eindruck eines minderwertigen, gedächtnisschwachen Menschen hinterlassen. Der angesehene Gerichtsarzt Dr. Oppe stellte fest, Otto Günther sei zwar erheblich belastet und entartet, aber nicht geisteskrank und deshalb für seine Tat verantwortlich. Für Werkmeister Wolf war der Angeklagte gar ein ruhiger, pünktlicher und gewissenhafter Arbeiter. Das Gericht ließ Milde walten und verurteilte den „entarteten“ Liebhaber zu zwei Jahren Gefängnis.

## Gespräch zum neuen Dresdner Heft

„Die Preußen haben uns's Land gestohlen, wir werden's uns schon wiederholen; Geduld, Geduld, Geduld!“, sollen die sächsischen Kinder nach 1815 in den Schulen im Restumpfstaat Sachsen gesungen haben, glaubt man dem Historiker Heinrich von Treitschke, der an sich 1834 in Dresden geboren wurde, in den 1870er-Jahren aber die preußische Staatsidee und den Reichskanzler Otto von Bismarck verherrlichte, 1886 gar zum offiziellen Hofhistoriographen des preußischen Staates avancierte.

Ob Für oder Wider, der Historiker Andre Thieme kommt in seinem Beitrag „Preußen als Herausforderung der sächsischen Geschichtsschreibung“ zum neuen Dresdner Heft „Sachsen und Preußen. Geschichte eines Dualismus“ nicht umhin zu konstatieren: „An Preußen hat sich Sachsen seit dem unbändigen Aufstieg des alten Rivalen fast zwangsläufig gespiegelt... Das historiografisch reflektierte Verhältnis zwischen Sachsen und Preußen erscheint soweit als erstarriger Indikator sächsischer Befindlichkeit. Preußen ist nolens volens Teil der sächsischen Identität.“

Ein Podiumsgespräch mit Autoren des Dresdner Heftes findet am Mittwoch, den 7. November, 18 Uhr, im Stadtmuseum Dresden statt (Eintritt frei).